

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 46. Bromberg, den 4. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(7. Fortsetzung.)

Daheim war keinerlei Überraschung, als Christian die Nachricht brachte, daß er sich mit Barbara Koller versprochen. Er hatte gegen keines von ihnen mit seinen Absichten zurückgehalten. David, der gerne las, saß eben über einem Buche und sah kaum davon auf, schüttelte sich nur heimlich. Eine wie die Barbara! Etwas so Häßliches tag seines Lebens um sich haben, das hätte er nicht ertragen! Martin lachte laut auf, als er Christians Neuigkeit hörte; dann aber reichte er in einer augenblicklichen Wallung dem Bruder die Hand und war der erste, der ihm Glück wünschte. Vielleicht trieb ihn das Glücksverlangen dazu, das in ihm selber war, denn für gewöhnlich waren die beiden Brüder sich fremd, ließen jeder den andern seiner Wege gehen, zu verschieden, als daß einer den andern verstanden hätte. Rosa war übler Laune, weil eine Fremde in den Haushalt kommen sollte und weil sie mit Barbara keine Freundschaft hatte. Sie wollte wissen, wie alles eingeteilt würde, welche Räume das junge Paar bewohnen werde, wie man es mit dem Zusammenkommen halte, und zänkelte: Auf ihre Gesellschaft brauchte sie nicht groß zu rechnen, die neue Schwägerin! Von allen am wenigsten sprach Lukas Hochstraßer selbst. Er saß in breiter Ruhe an seinem Platz zu Häupten des Tisches, nahm Christians Mitteilung mit einem „So, so" und einem „Du mußt wissen, was du tust," entgegen und mischte sich darauf in Rede und Widerrede der Jungen mit keinem Worte. Erst als Christian wiederum sich an ihn wendete, den Hochzeitstag festgesetzt haben und wissen wollte, was der Vater dazu sage, wenn er mit Barbara diese und diese Stube beziehe und David jene überlasse, half er verhandeln und entschied mit einem einzigen ruhigen Wort mehr als Söhne und Tochter mit langen eifrigen Gesprächen. Sie saßen an diesem Abend lange beisammen. aber immer wieder lehnte Lukas in den Stuhl zurück und schien nur wie von ferne den Reden der andern zuzuhören. Doch war es nur, daß er über diese Reden und sie alle an diesem Abend mehr nachsann, als sie ahnten. Er sah und hörte, wie sie, fast unbewußt, um ihre Zukunft markteten, und während er des einen und andern kleines Ziel erriet, erkannte er wiederum, wie er ihnen selber noch nötig war.

Lukas hatte heute ohnehin gelernt, daß er von der Arbeit in Hof und Land seine Hand nicht zurückziehen durfte. Bei seinem Fortgehen hatte Christian ihn gebeten, das Vieh zu hirten, und er hatte getan, was ihm früher tägliche Arbeit gewesen war. David war im Berg gewesen, auch keiner der Knechte just zur Hand, so waltete Lukas allein und mit einer innerlichen Freude seines Amtes. Aber er erkannte dabei mehr als bisher, wie in der kurzen Zeit, da er die Söhne gewähren ließ, schon manches anders geworden war. Überall gewahrte er die Spuren von Christians leidenschaftlicher Sparsamkeit und den Kurzblick, der über dem augenblicklichen Vorteil zukünftigen Schaden übersah. Ja — es mahnte ihn immer wieder — er mußte hinter den Jungen stehen! —

Von seinem Verlobungsabend an schien Christians zähe Arbeitsamkeit noch zu wachsen. Er war der früheste und der letzte im Hause. Zu seiner Braut kam er nicht oft, es dauerte eine ganze Weile, bis nur in Herrlibach bekannt wurde, daß die zwei sich versprochen hätten. Nur zu dieser und jener Beratung erschien Barbara im Hochstraßer-Haus oder stieg Christian zu ihr hinauf. Es galt, einigen Hausrat anzuschaffen, und gemeinsam suchten die beiden ein halbes Dutzend Schreiner in und um Herrlibach heim, unterhandelten über den Preis der Möbel, und gemeinsam kauften sie nach und nach da ein Stück und dort ein Stück, da ein Gerät und dort ein Geschirr, und wenn es zu Hause ankam, gab es ein Hinundher, ob es nicht da und dort noch billiger zu haben gewesen wäre. Lukas sah sie schalten und schüttelte den Kopf. „Seltsame Leute seid ihr", sagte er, „wir haben nicht gegeudet, die Mutter und ich seinerzeit, aber auf unsere Hochzeit hin hat die Freude den Geldsäckel in Händen gehabt und die knickert nicht."

Zum Kopfschütteln gab das Brautpaar noch manchen Anlaß, sie waren in nichts wie andere Leute, und doch konnte keiner ihnen eine leise Bewunderung versagen, wie sie gemeinsam und ohne Seitenblicke dem einen Ziel zustrebten, es zu etwas zu bringen. Sie wollten die Hochzeit nicht hinausschieben, einen Monat später schon sollte sie statthaben. Davon, daß daraus ein Feiertag werde, sprach schon kein Mensch. Die beiden gedachten zum Zivilstandesbeamten und in die Kirche und nachher ans Tagewerk zurückzugehen. Bei solchem Anlaß Gäste zu haben, fraß Geld, und das hätten sie anderwärts nötig, sagte Christian. Dagegen beriet er mit David, dem Gemeindeschreiber, über allerlei Prospekte von Versicherungsgesellschaften für Feuer, Leben und Unfall. Er hatte jüngst gehört, daß die Familie eines Bekannten, der kaum einige hundert Franken eingezahlt hatte, nachdem er plötzlich gestorben, eine schöne Anzahl Tausender aus einer Versicherung erhalten und zu Wohlstand gelangt war, und saß nun ganze Abende über den Versicherungspapieren, studierte und schrieb und rechnete, sprach aber nicht von dem, was er plante. Martin lächelte hinter seinem Rücken: Der und sich versichern lassen, die Prämie würde ihn hundertmal reuen!

Martin selber, während der Bruder Schritt für Schritt bewußt und zäh und ohne seinen Tag mit Schöntun, Seufzen oder Jubeln zu verschnörkeln, der Ehe zu tat, kam auf seinen Freitwegen langsamer vorwärts. Brigitte Fries schien keinen Gedanken daran zu haben, daß aus ihrer jungen Bekanntschaft etwas Ernsthafteres werden sollte. Sie war weniger scheu, kam ganz gern herzu, wenn Martin sich beim Vater blicken ließ, aber sie hatte eine noch kindlich unschuldige Art, die ihr wie eine Wehr gegen Andeutungen und Schmeicheleien Martins war. Hier und da schien es wohl, als leuchte ihr Blick plötzlich auf, wenn der seine ihn traf, es wiederholte sich auch, daß sie ihm einen Händedruck zurückgab, aber jedesmal faßte sie dann eine jähe Scheu, und aus Wort und Gebärde konnte er nachher deutlich erkennen, daß sie gleichsam für die Liebe noch nicht wach war, und ohne es zu wissen, wie eine geheime Angst vor diesem Erwachen empfand. Er aber, der Schürzenjäger, der sich vor sich selbst mehr als einmal gerühmt, daß keine ihm widerstände, war diesem Kinde gegenüber zaghaft und sah Tag um Tag seines Urlaubs verstreichen, ohne zu wissen, wie er seinem Ziele nahekomme, und ohne den Mut zu haben, einen raschen Schritt demselben entgegenzutun.

Der Urlaub ging zu Ende. Martin, der Leutnant, meinte, daß in seinem Leben nie so flügge Zeit gewesen. An zwei Abenden, seinen letzten in Herrlibach, saß er noch unten bei dem Kapitän und seiner Tochter und hatte sich an jedem vorgenommen: Wissen willst du nun, wie du mit dem Mäd-

chen daran bist, und beidemal fehlten ihm Mut und Gelegenheit, und er hatte noch eine schlaflose und schlimme Nacht, ehe er wieder nach St. Felix und in seinen Dienst zurückfuhr. Das Verlangen nach dem Mädchen schüttelte ihn. Ihre Unschuld war wie eine Mauer, die er nicht zu erklimmen vermochte. Am Morgen seiner Abreise ereignete sich das Erstaunliche, daß Martin Hochstraßer mit hängendem Kopf und flügellahm den Weg durch das Dorf tat, der ihm sonst immer eine Art Triumphzug gewesen. Daran war das Mädchen schuld, das am selben grauen und unfreundlichen Morgen mit dem Vater ans Fenster trat, als er nach der Lände schritt, ihn noch grüßte und ein paar harmlos fröhliche Worte ihm auf die Reise gab.

Der alte Fries und Brigitte winkten ihm nach, als das Schiff abstieß, freundlich, wie man einem guten Freunde winkt, und Martin stand auf der Hinterseite des Schiffes, winkte zurück und wußte, daß er am ersten Sonntag wieder da sein würde. Er war auf einmal wie mit heimlichen Seilen an dieses Herrlibach gebunden.

Am gleichen Tage, an dem sein häufiger Gast ins Militär zurückgereist war, tat Gotthold Fries einen Gang, den er lange vorgehabt. Sie sahen ihn in den Straßen von Herrlibach nicht häufig; so reckten sie die Hälse nach dem kleinen alten Mann, der in dunklem, ihm wohl stehenden Gewand von fast militärischem Schnitt, die Schirmkappe auf dem weißen Haar und die Hände auf dem Rücken, gemächlich den Berg nach dem Hause zur „Weinlaube" hinaufstieg. Er grüßte, wenn sie ihn grüßten, sonst schritt er still und fast fremd an ihnen vorbei; denn er war immer ein in sich gekehrter Mensch gewesen und war es mehr, seit er sich aus der lauten Arbeit in die behagliche Feierabendstille zurückgezogen hatte. Lukas, den er suchte, fand er im Hause nicht, aber Rosa, auf die er stieß, war nicht unfreundlich und meinte, in den nahen Reben, wenn es ihm nicht zu weit sei, werde er den Vater treffen. So machte sich Gotthold Fries so langsam, wie er gekommen war, nach dem Weinberg auf, den sie bezeichnet hatte, und sah bald, durch eine der schnurgeraden Gassen hinaufblickend, zwischen den Stöcken hoch oben den Bauern stehen, der beschäftigt war, hängende Schosse hochzubinden. Der Alte verschnaufte und nahm auch diesen Weg noch unter die Beine, immer im gleichen gemächlichen Gang und die Hände am Rücken über den steinigen Boden hinansteigend. Die große Gestalt Hochstraßers war ein guter Wegweiser, sie ragte, obgleich er gebückt stand, über den Blätterwald hinaus. Dem Näherkommenden aber drängte sich der Gedanke auf, daß in der Art, wie der große und starke Mann sich zu seinen Weinstöcken niederbog, eine seltsame Güte liege, eine fast zärtliche und dankbare Sorglichkeit, und er wunderte sich auf einmal nicht mehr, warum, wie die Rede ging, unter Lukas Hochstraßers Hand Pflanze und Frucht sonderbar gediehen. Es war eine leichte Verlegenheit an ihm, als er sich dann Lukas vollends näherte. Dieser hörte seinen Schritt, richtete sich auf und grüßte ihn. Seine Stimme klang tief und schön durch die Stille des Weinbergs. Der graue Tag war in einen lichteren Abend vergangen mit ein wenig Sonne über den Rebhügeln, ein wenig Gold über dem See in der Tiefe und ein wenig Gold in der Ferne, wo grünes Feld und blauer Himmel sich trafen.

„Da sieh", sagte Lukas Hochstraßer, „das heiße ich einen erwarteten Gast. Jeden Tag habe ich gemeint, daß Ihr einmal kommen würdet, Kapitän." Er hing den Bast, der ihm in der Hand geblieben, über den nächsten Stock und schlug sich die Hände vom Staub rein.

Fries meinte, daß er lange einmal habe kommen wollen, stockte dann und fügte nach kleiner Weile bei, daß aber dennoch heute ein besonderer Grund ihn herbringe.

„Wenn es Euch recht ist", sagte Lukas und wies nach einer Bank, die in der Höhe auf dem den Rebberg abgrenzenden Wiesensaume stand, „da oben säße sich's gut an einem Abend wie heute."

So stiegen sie zu dieser Bank hinauf und ließen sich nieder. Es war ein freier, köstlicher Sitz, der Schein der Sonne lag darüber wie über dem ganzen Berg, und die Gestalten der zwei Männer mochten weithin sichtbar sein in dem unendlich klaren Lichte, das sie umfloß. Lukas saß mit über die Lehne geworfenem Arm. „Hält sie auch, die Bank?" hatte er lächelnd gemeint, als er sich gesetzt hatte, und das Holzwerk ächzte freilich, wenn er sich bewegte. Aus seinem Blick strahlte eine reiche Kraft, die nichts mit dem Lichte des Abends gemeinsam, die noch das Feuer des Mittags hatte. Gotthold Fries erschien fast älter als sonst und klein und schwächlich. Sein weißes Haar glänzte, und als er vollends die Kappe abnahm und sie neben sich legte, lag es wie Schnee über seiner braunen Stirn.

Sie kamen bald auf das zu reden, was Fries hergeführt hatte.

„Ihr werdet wissen, wie häufig der Leutnant bei uns gewesen ist in letzter Zeit", begann Fries.

Lukas lachte. „Gewiß weiß ich es", sagte er, und der andere fuhr fort:

„So blind bin ich nicht, zu meinen, daß er meinetwegen gekommen ist."

„Eurer Tochter wegen", sagte Lukas offen.

„Ihr versteht, daß mir das zu denken gibt", antwortete Fries. Dann hob er in einer stillen und bescheidenen Art von seinem Leben zu erzählen an, wie er spät geheiratet, seines Dienstes halber nie ein rechtes Familienleben genossen und über diesem Dienste auch vergessen habe, sich ein paar Menschen zu sammeln, mit denen man in Freundschaft sein bißchen Leid und Freude teile, daß seine Frau die einzige gewesen, an die er sich jemals näher angeschlossen, und daß das späte Kind einer späten Ehe, als ein Teil dieser Frau, deren Erbe in seinem Herzen so völlig angetreten habe, daß ihm manchmal scheinen wolle, er lebe überhaupt nur in diesem Kinde. Er sprach mit leiser und bebender Stimme, zuweilen hob er eine Hand, um einem Worte Nachdruck zu geben, und dann zitterte auch die Hand; es war nicht schwer zu erraten, wie jedes Wort aus seinem Innersten kam und wie eine machtvolle innerliche Erregung ihn zu jedem Worte drängte. Er sprach weiter von Brigittens argloser Jugend, davon, daß sie ängstlich behütet keinerlei Weltwissen und Welterfahrung habe. „Darum", meinte er, und in seinem Ton war eine Entschuldigung, „Ihr mögt es verzeihen — versteht sie auch kaum, was Euer Sohn von ihr will, ist sie noch nur halb wach für das, was er von ihr wissen möchte." Er wendete sich dann mehr nach Lukas um und sah mit einem suchenden Ernst an dem großen Mann hinauf und zugleich mit einem männlichen Vertrauen, so daß er nichts hinzuzufügen brauchte, vielmehr schon in seinem Gesicht alles lag: Du bist so gerade, Lukas Hochstraßer, daß ich weiß, es wird mir keiner die Wahrheit sagen wie du. Kannst du mir zu deinem Sohne raten?

Lukas hatte sich noch mehr hintenübergelehnt, etwas Weitschauendes kam in seinen Blick, als streife dieser fern in den Abend hinaus, dort, wo er am goldigsten und verlorensten war, aber er sah nicht über die wirklichen Felder und Höhen hin, sondern weit und klar in sein eigenes Leben hinein. „Seht Ihr, Gotthold Fries", hob er endlich zu sprechen an, und seine Stimme klang gedämpft, Wort um Wort kam wohl besonnen aus ihm heraus, „da habt Ihr von etwas zu reden begonnen, was mir selbst letzthin oft und oft zu schaffen macht. Als meine Frau starb, fiel mir ein, daß eine Grenze ist, an der die Jugend ans Recht kommen und die Alten abtreten müssen, und ich sagte mir: du sollst den Mut haben, selber über die Grenze zu gehen, Lukas, und ehe du hinübergetrieben wirst. Da habe ich die Söhne auf eigene Füße gestellt. Die Faust sitzt ihnen nicht mehr im Genick wie früher, und darum — es kann kein Mensch für den anderen gutstehen, auch für sein eigenes Blut nicht — so kann ich Euch nicht sagen: Gebt Euer Mädchen meinem Sohn; ich bürge Euch für ihn! Er hat seinen besonderen Weg, auf dem ich nicht immer hinter ihm sein kann. — Aber —" Lukas stockte und vollendete dann, „wünschen möchte ich es wohl, daß Ihr ihm das Mädchen gäbet."

„Es ist nicht leicht, das Rechte zu wissen," sagte der Kapitän.

Eine Weile blieb es dann still zwischen ihnen; in Gedanken vertieft saß jeder da, bis Lukas in stärkerem und entschlossenem Tone sagte: „Laßt Zeit, Fries! Laßt das Mädchen aufwachen, und den Sohn laßt zeigen, was er ist. Kommen wird es, wie es muß. Wir beide müssen inzwischen die Augen offen halten."

Er stand auf. Gotthold Fries nickte nachdenklich in sich hinein: „Recht habt Ihr," sagte er, „Zeit lassen und die Augen offen halten. Und wenn mir meine zufallen sollten, meine ich — —"

Lukas verstand ihn. Er streckte dem anderen die Hand hin, als er stockte. „Wenn es not tut," sagte er, „soll Eure Tochter sich an mich halten."

Es klang schlicht, fast trocken, aber Gotthold Fries wußte irgendwie, daß er Brigitte eben in eine sichere Obhut gegeben hatte. Auch er erhob sich. Seite an Seite schritten die beiden Männer den Reben entlang der Straße zu, die drüben bergab und ins Dorf führte. Das klare Licht lag noch immer über ihren Gestalten, der großen des Bauern und der verwitterten des Kapitäns. Sie sprachen von dem und jenem, eine schöne Ruhe lag in allem, was sie sagten. Und sie empfanden jeder des anderen wohltuendes Wesen, und jeder sah den anderen gern an seiner Seite gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein seltsames Erlebnis.

(Schluß.)

Bei dieser, mit kaltem Zynismus gemachten Eröffnung konnte ich mich nicht mehr bezwingen, meine duldende Liebe verwandelte sich plötzlich in glühenden Haß und mit einem Wutschrei fuhr ich ihm an die Kehle. Wir rangen ein paar Sekunden, bis er mir einen Faustschlag vor die Stirne gab, der mich besinnungslos machte." —

„Der Elende!" schrie ich bei ihren letzten Worten auf! Sie nickte nur mit dem Kopfe. „Ja, der Elende" wiederholte sie tonlos und fast automatisch die Lippen bewegend, fügte sie hinzu: „Als ich aus meiner Ohnmacht zur Erkenntnis meines ganzen Jammers und meiner Verlassenheit erwachte, geschah das Schreckliche."

Sie verstummte und sank wie erschöpft in die Kissen, während ihre Augen einen furchtbaren Ausdruck erhielten und sie den Unterkiefer hängen ließ.

Ich vermochte sie nicht mehr anzusehen, dabei schüttelte mich kaltes Grausen vor dem eben Gehörten. Was meinte sie nun mit dem Schrecklichen, das geschehen war?!

Ich wollte schreien und konnte es nicht, ich wollte aufspringen und fliehen und wagte es nicht, denn die Furchtbare in der gegenüberliegenden Ecke versperrte mir mit ihren lang ausgestreckten Beinen den Ausweg.

Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf: Ich hatte also nicht geträumt! Die streitenden Stimmen waren Wahrheit gewesen, — doch dann war ja auch das andere wahr, — der Schuß!

Vielleicht lag der Nichtswürdige Wand an Wand mit mir und verröchelte sein Leben? Und so groß auch seine Schuld war, er war ein Mensch und man durfte ihn nicht ohne Hilfe verkommen lassen!

Die undurchsichtigen, glanzlosen Pupillen meiner Reisegefährtin waren so fest auf mich gerichtet, als wollte sie in meiner Seele lesen. Sie bannte mich an den Fleck, ich fühlte meinen Willen unter diesem Blick erlahmen. Dabei schüttelte mich eine solche Angst, daß ich eher gestorben wäre, als nur das Kleid der Fremden zu streifen, die ohne sich zu rühren dasaß und mich an der Flucht hinderte. Endlich wich die Totenstarre von der Unglücklichen, wie mechanisch öffnete sie ihr Täschchen, entnahm einen Brief und legte ihn auf das Polster neben meinen Sitz.

„Das, was Sie glauben, ist unrichtig", sagte sie mit eisiger Ruhe, als ob sie meine Gedanken gelesen hätte. „Da Sie nun mein ganzes Unglück kennen, so hätte ich eine Bitte an Sie: Ich möchte nicht, daß man diesen Brief", dabei wies sie mit der Hand auf das weiße Viereck auf dem dunklen Polster, „bei mir fände. Seien Sie so gut, ihn an sich zu nehmen und ihn in Ihrem Bestimmungsort in den ersten Postkasten zu werfen! Bitte nehmen Sie!" fügte sie drängend hinzu und hob dabei flehend die gefalteten Hände. „Sie tun mir damit eine so große Wohltat, ja Sie geben mir meine Ruhe wieder." Es lag etwas so Bezwingendes in dem Ton, daß ich unwillkürlich nach dem Brief griff. Ich faßte ihn furchtsam mit zwei Fingern an. Er trug eine mit Tintenstift geschriebene Adresse, die Buchstaben waren groß, steil und zittrig, wie in aufgeregter Eile hingeworfen. Ohne die Aufschrift zu lesen, schob ich den Brief in die Außentasche meines Mantels.

Kaum hatte ich ihn untergebracht, als die Fremde, die meiner Bewegung mit angstvoller Aufmerksamkeit folgte, aufstand und die Tür öffnete. „Nun kommen Sie, bitte, und überzeugen Sie sich, daß Ihre Annahme falsch war." Ich stand gehorsam, wie durch eine Macht gezwungen, auf, doch in der Tür blieb ich stehen, ich hätte mich in dem engen Gange an ihr vorbeidrücken müssen und mir graute vor einer Berührung. Auch diesen Gedanken schien sie zu erraten, denn sie machte ein paar Schritte in den Korridor zurück, ließ mir den Ausgang frei, so daß ich vor ihr den Vortritt hatte.

Mit wankenden Knien trat ich zur Tür des Abteils, nach dem sie mit mechanischer Handbewegung wies. Trotz ihrer Versicherung, daß mein Verdacht irrig sei, hatte ich das Gefühl, Gräßliches zu sehen. Gewiß lag dort die Leiche des Elenden mit einer Kugel im Kopf oder in der Brust. Ich fühlte, wie ein Schauer mir über den Rücken lief, wie ich am ganzen Leibe zitterte, daß mir die Zähne klapperten, doch ich mußte hinein, es gab kein Ausweichen. Ich griff nach der Klinke und suchte die Tür zu öffnen. Allein sie gab nicht nach, sie war von innen versperrt. Noch ehe ich mein Erstaunen äußern konnte, schob sich eine wachsbleiche Hand an mir vorbei und berührte nur den Griff. Der leise Druck genügte und das Schloß sprang auf.

Das Fenster stand offen in dem stark verdunkelten Coupé, ein starker Windstoß trieb mir eine ganze Wolke nadelscharfer Schneekristalle ins Gesicht, daß ich für einen Moment die Augen schloß. Als ich sie wieder öffnete und den Blick durch das Coupé streifen ließ, wollte ich einen Schrei des Entsetzens ausstoßen, aber kein Laut entwand sich meinen Lippen. Mir war, als ob mir jemand die Gurgel zugedrückt hätte, nur ein Röcheln brachte ich hervor, so unartikuliert, daß ich es noch heute zu hören glaube.

Blitzschnell wandte ich mich nach meiner Begleiterin um, doch so sehr ich meine Augen anstrengte, in dem engen Gange war niemand. Auf den Polstern des Abteils aber lag ausgestreckt und starr eine Tote, die Zug für Zug ihr Ebenbild war. Sie trug ein dunkles Kleid, ein Täschchen umgehängt, eine graue Reisemütze, die mit einem blauen Gazeschleier unter dem stark herabfallenden Kinn festgebunden war. An der rechten Schläfe hatte sie einen kreisrunden, braunroten Fleck, wo die Kugel in den Kopf gedrungen, ein paar dunkelrote Blutstropfen sickerten aus der Wunde. Die rechte herabhängende Hand hielt noch den Revolver umkrampft, während die linke sich in der Herzgegend in das Gewand gekrallt hatte. Ein fahler, gelblichgrüner Schein bedeckte Gesicht und Hände der Leiche und ließ ihren Anblick noch spukhafter erscheinen.

Ich aber lehnte mit weit aufgerissenen Augen an der Coupétür und konnte mich von dem entsetzlichen Bilde nicht losreißen. Meine Gedanken kreisten wie toll in meinem Hirn, wer war die Selbstmörderin?! Wer war die, mit der ich die ganze Zeit gesprochen und die mich hergebracht?! Wo war sie?!

Wie bei einem Sterbenden sich die Erinnerungen in rasender Eile zusammendrängen, zogen auch mir die jüngstverflossenen Stunden blitzartig durchs Gedächtnis: der Streit, die Flucht des Mannes auf der Station, der Schuß, die Erzählung der Unglücklichen und nun der furchtbare Schluß! Meine Füße waren wie gelähmt. Nach einer Zeit, es mögen Minuten gewesen sein, wich die schreckliche Erstarrung von mir.

Ich taumelte auf den Gang hinaus, riß den Vorhang vor und stieß die Tür zu. Halb bewußtlos stolperte ich auf meinen Platz zurück und sank in die Kissen. Ich wurde energisch gerüttelt, fuhr empor und rieb mir die Augen. Wo war ich? Ich fühlte mich wie zerschlagen. Das mochte wohl von der unbequemen Lage auf der Coupébank kommen, denn ich befand mich wohlbehalten in meinem Abteil und der Schaffner stand vor mir. Nun wurde es mir klar, daß ich geträumt hatte. Ich atmete auf; ich hätte jubeln können, daß es nur ein böser Traum war!

Der Beamte entschuldigte sich, mich gerüttelt zu haben; ich hätte aber so fest geschlafen und es sei die höchste Zeit, in fünf Minuten würden wir in S. sein und der Zug halte nur eine Minute, da wir infolge des bösen Wetters Verspätung hätten, die eingebracht werden müsse. Er werde bei der Einfahrt in die Station sofort einen Träger beordern, sagte er noch beim Fortgehen. Ich dankte, knöpfte Mantel und Handschuhe zu — und da waren wir schon.

Mir war wohl zumute, den Zug verlassen zu können, denn die Bilder der Nacht lagen mir noch in den Nerven. Ich stieg rasch aus und stieß schon auf den Träger, der um den Schein für das Gepäck ersuchte. Ich wußte, daß ich denselben in der Manteltasche hatt. Rasch griff ich danach — doch mein Blut drohte mir in den Adern zu gerinnen, ich begann dermaßen zu taumeln, daß ich mich an die Mauer lehnen mußte.

Mit dem gesuchten Zettel zogen meine Finger einen Brief aus der Tasche, einen weißen Brief, der eine mit Tintenstift geschriebene Aufschrift trug, mit großen, steilen, zittrigen Buchstaben.

Der Träger, der meinen Bewegungen folgte, nahm mir sowohl Aufgabeschein wie Brief aus der Hand und ich sah regungslos zu, wie er letzteren in den knapp neben mir befindlichen Postkasten warf.

So war das grauenhafte Erlebnis also doch kein Traum?! Den stummen Zeugen von dessen Wirklichkeit hatte ich soeben in der Hand gehalten! Aber wie es erklären, wie?!

Ich stieg in den vom Träger herbeigeholten Wagen, lohnte ihn ab, nannte Adresse und kam hochgradig fiebernd bei meinen Gastfreunden an.

Es wurde sofort ein Arzt geholt, der eine schwere Gehirnaffektion konstatierte.

Ich lag sechs Wochen krank. Als ich genesen, wollte ich niemandem mein Erlebnis erzählen, damit man mich nicht für geistesgestört halte, auch scheute ich mich, daran zu rütteln, so schwieg ich — bis heute! W. Z.

Mehr Gage oder mehr Hinrichtungen.

Wie aus Paris gemeldet wird, erschienen dieser Tage im Vorzimmer des französischen Ministerpräsidenten drei vornehm gekleidete Herren mit der Bitte, sie beim Premier anzumelden. Der Diener machte von ihrem Besuch dem Sekretär Mitteilung, ohne die Namen der Petenten zu

nennen. Die Anmeldung kleidete er in folgende Worte: „Es warten hier drei Herren, die dem Herrn Präsidenten ein Memorial zu überreichen wünschen. Diese Herren sind die sichersten Stützen der Gerechtigkeit.“ Um seinen Worten noch größere Klarheit zu geben, machte der Diener eine Geste, durch die er die Köpfung imitierte.

In diesem Falle handelte er sich tatsächlich um Herrn Deibler, den Meister der Guillotine, der zusammen mit zwei Kollegen beim Ministerpräsidenten vorsprach und unverzüglich empfangen wurde. Der Besuch galt Herrn Poincaré in seiner Eigenschaft als Finanzminister, dem die Scharfrichter den trostlosen Stand ihrer eigenen Finanzen vorstellen wollten. Die ständige von der Republik den Meistern der Guillotine ausgesetzte Gage überschreitet jährlich nicht den Betrag von 2500 bis 3000 Papierfranken, „je nach dem Geschäftsgang“, d. h. je nach der Zahl der Hinrichtungen. Da die Exekutionen immer seltener werden, so verschlechtert sich die Lage der Scharfrichter von Tag zu Tag. Deibler, der unlängst in Rouen einen Verbrecher köpfte, war zuvor acht Monate lang ohne Beschäftigung. Er betonte auch, daß die Lebensmittelteuerung den Scharfrichtern ebenfalls arg zusetze. Vor dem Kriege fanden monatlich durchschnittlich zwei Hinrichtungen statt. Dies waren, wie Deibler sagte, gute Zeiten für die Scharfrichter. Dagegen kommen unter der Präsidentschaft Doumergues sehr häufig Begnadigungen der Verbrecher vor, und dies drohe den Scharfrichtern mit dem materiellen Ruin, ein Beweis dafür, daß das Glück des einen auf dem Unglück des anderen aufgebaut wird.

Poincaré hat die Klagen der Scharfrichter als gerechtfertigt anerkannt und versprach ihnen, alles zu tun, um es nicht zu einem Scharfrichterstreik kommen zu lassen. Da es nicht möglich sei, die Zahl der Hinrichtungen zu erhöhen, so bleibe nichts anderes übrig, als in eine Erhöhung der Gagen der Scharfrichter zu willigen.



Bunte Chronik



*** Die tiefsten Erdölquellen.** Die erste Erdölquelle in den Vereinigten Staaten im Jahre 1859 hatte eine Tiefe von 30 Metern. Heute gibt es eine Quelle in Kalifornien mit einer Tiefe von 2600 Metern, bei der immer noch tiefer gebohrt wird, da man herausgefunden hat, daß man durch Tiefbohrungen mehr gewinnt, als durch Erschließung neuer Erdölquellen. Es läßt sich voraussehen, daß die Bohrlöcher der Zukunft Tiefen bis 5000 Meter erreichen und wertvolle und interessante Einblicke in das Erdinnere zulassen werden.

*

* Die größten Wasserfälle der Erde befinden sich in Brasilien. Es sind dies die Wasserfälle des Correaflusses, des Novoflusses und des Pirahy. Der Pirahyfall hat eine Höhe von 300 Metern (Eiffelturm) und ist auf eine Entfernung von 16 Kilometern sichtbar. Der Rio Novo-Fall hat eine Höhe von 200 Metern, während der Correafluß zwei Gefälle hat; ein Gefälle, das 130 Meter hoch ist und ein zweites, das „nur“ 70 Meter Höhe hat. Welche Kraft in diesen Wasserfällen verborgen ist, läßt sich heute noch kaum ahnen, da bis jetzt nur der geringste Teil der in diesen Wassermassen schlummernden Kräfte verwertet wird.

*

*** Flötenbäume.** An den Bäumen, die man mit „Flötenbäume“ bezeichnet, kann man die ganz eigenartige Erscheinung beobachten, daß, sobald ein leichter Wind durch ihre Zweige streicht, ein sanftes flötenartiges Klingen aus ihnen tönt. Wer die Ursache dieser Flötentöne nicht kennt, zerbricht sich den Kopf darüber, woher sie kommen, weil jene Bäume, die zu den echten Akazien gehören, sogenannte „Flötenakazien“ (acacia fistulosa), äußerlich nicht besonders auffällig sind. Betrachtet man sie jedoch näher, so sieht man, daß sie starke weiße Dornen tragen und die meisten dieser Dornen von Insekten angefressen bzw. durchlöchert sind. Gerade diese hohlen Dornen aber sind es nun, die, wie Heydrich darlegt, die Töne hervorbringen, indem, wenn der Wind durch sie bläst, ihr hohler Innenraum als Resonanzboden dient.

•

*** Ein vergiftetes Meer.** Das Schwarze Meer, das stellenweise über 2000 Meter Tiefe hat, ist nach den Untersuchungen von Andrussow in seinen tiefer als 400 Meter liegenden Wasserschichten durch Schwefelwasserstoff vergiftet und enthält hier keine Lebewesen, außer Schwefelbakterien. Die Ursache wird darin gefunden, daß das ihm zuströmende Süßwasser zwar eine Menge von organischen Stoffen dem Meere zuführt, selbst aber durch den Bosporus rasch abfließt, während in der Tiefe ein aus dem Ägäischen Meere stammender Meerwasserstrom zwar salzhaltiges Wasser, aber keinen Sauerstoff zuführt. Das schwach salzige Oberflächenwasser, das sich deutlich von dem starksalzigen Wasser der Tiefe unterscheidet, wird so von horizontalen Strömungen beherrscht, daß senkrechte Strömungen, welche die schädlichen Gase der Tiefe an die Oberfläche und den Sauerstoff in die Tiefe führen können, nicht vorhanden sind oder keine Wirkung üben können. Das Wasser der Tiefe, in dem die hinabgesunkenen organischen Stoffe sich zersetzen, ist daher mit Schwefelwasserstoff so angefüllt, daß keine Organismen außer den Schwefelbakterien dort gedeihen können.

*

*** Kinderehen in Australien.** Es dürfte wenig bekannt sein, daß auch Australien zu den Ländern gehört, in denen das heiratsfähige Alter gesetzlich äußerst niedrig festgelegt ist und daß es auch praktisch gar nicht selten dazu kommt, daß Kinderehen abgeschlossen werden. Die einzelnen Staaten des Bundes sind hier zwar verschiedene Wege gegangen, aber in einem Teil von ihnen gelten auch heute noch Gesetze, die das Eingehen einer Ehe für Mädchen mit dem abgeschlossenen 12., für Knaben mit dem abgeschlossenen 14. Lebensjahre gestatten. In die Reihe dieser Staaten gehört auch Queensland. Dort wurden im Jahre 1925 91 Ehen geschlossen, in denen die Bräute im Alter zwischen 13 und 16 Jahren standen. Für das gesamte Gebiet des australischen Staatenbundes sind im Jahre 1923 483 Mädchen gezählt worden, die in diesem Alter eine Ehe eingingen. So kommt es naturgemäß, daß auch die Mütter oft in einem sehr jugendlichen Alter stehen. Von den oben erwähnten 483 Mädchen sind 83 mit 15 Jahren Mutter geworden, 27 mit 14, 6 mit 13 und in einem Falle hat eine Jungverheiratete schon mit 12 Jahren ein Kind zur Welt gebracht.



Rätsel-Ecke



Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Regentage, Nagetiere, Titiskopf, Stralsund, Abenteuer, Universum, Torschild, Reichenau und Schnitter sind in einem Viereck von 9×9 Feldern so untereinander zu bringen, daß die senkrechte Mittellinie ein Sportgerät nennt.

*

Scherz-Rätsel.



*

Rätsel.

Buntfarbig es am Boden liegt,
Wenn es jedoch von dannen fliegt,
Man's unbedingt zu suchen hat,
Im deutschen Reich als eine Stadt.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 40.

Spitzen-Rätsel:

W	I	N	T	E	R	S	P	O	R	T
e	n	a	o	l	o	a	f	r	a	e
l	n	s	n	c	m	a	e	a	t	i
t		s	n	h		t	r	k		l
		a	e				d	e		
		u						l		

Rätsel: Reittier.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.